

Spielkarten, Volkskunst - ja aber... : kritische Anmerkungen zu einer neueren Darstellung von Nicolas Bouvier

Autor(en): **Kälin, Hans B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **91 (1995)**

Heft 1

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-117936>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Spielkarten, Volkskunst – ja, aber...

Kritische Anmerkungen zu einer neueren Darstellung von Nicolas Bouvier

Von Hans B. Kälin

1994 erschien der letzte Band einer gross angelegten, neuartigen Übersichtsbeschreibung der «visuellen Kultur der Schweiz» in zwölf Bänden. Die Reihe «ARS HELVETICA» wurde von Florens Deuchler unter dem Patronat von alt Bundesrat Dr. A. Egli als Beitrag der Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia und des Bundesamts für Kulturpflege zur 700-Jahr-Feier der Eidgenossenschaft 1991 herausgegeben. Jeder Band behandelt ein Teilgebiet der Schweizer Kunst und vermittelt reich illustrierte Gesamtdarstellungen der künstlerischen Kultur der Schweiz. Band IX über die *Volkskunst* erschien 1991. Autor ist Nicolas Bouvier, der sich als «Ikono- graf und Schriftsteller» bezeichnet. Er schreibt im Vorwort, er sei kein Spezialist und habe auf dem Gebiet der Volkskunst «keine wissenschaftliche Ausbildung, da er weder Soziologe, noch Ethnologe, noch Kunsthistoriker» sei, noch im Dienst eines Museums stehe (S. IX).

Man erwartet, der Inhalt dieses 300seitigen Werks halte wissenschaftlichen Kriterien und historischer Prüfung stand. Wenn man aber über die Kapitel «Sein Haus kennzeichnen», «Sein Haus möblieren», «Textilkunst» und «Aufstieg und Niedergang der Tracht» zu «Bilder auf Papier und Leder» vorstösst, staunt man. Mein Beitrag möchte nun folgende Abschnitte aus diesem Kapitel, das von den Spielkarten handelt, kritisch beleuchten. Nachstehend wird aus dem Werk zitiert (S. 149–154).

Ursprung und allgemeine Merkmale

Einer der besten Kenner der Geschichte der Schweizer Karten behauptet, dass sich keine Kultur dieser genialen Erfindung rühmen könne. Es scheint jedoch festzustehen, dass sie aus dem Fernen Osten gekommen ist, über Persien, dann über das islamisierte Spanien und über Venedig. Ein chinesischer Text aus dem 10. Jahrhundert v. Chr. erwähnt bereits den Gebrauch von Spielkarten für Orakelbefragungen, und in dieser Funktion – in Form des Tarocks – scheinen sie um das 13. Jahrhundert den christlichen Westen erreicht zu haben.

Das Wort «Karte» kommt von «charta», das im 15. Jahrhundert eine undurchsichtige dicke Papiermasse (Karton) bezeichnete. Auch wenn es Ende des 14. Jahrhunderts Kartenspiele auf anderem Material gegeben hatte, so verbreiteten sie sich in Europa erst mit der Papierherstellung und dem Holzschnitt. Das ganze Spiel von sechsunddreissig, zweiundfünfzig oder zweiundsiebzig Karten (Tarock) wurde auf einen oder zwei Druckstöcke aus Hartholz geschnitten, mit der Presse auf breite Kartonbogen gedruckt, mit Schablonen oft rudimentär koloriert, dann mit der Pappschere geschnitten, indem man genau darauf achtete, dass das Format aller Karten identisch war. In dieser Technik waren die Hersteller von Spielkarten und frommen Bildchen den Druckern voraus, und ihre Erfahrung kam diesen zunutze. Die Druckstöcke entstanden in Hunderten von Arbeitsstunden und stellten eine Art Familienkapital dar, das vom Vater an den Sohn weitergegeben wurde, und trugen dazu bei – so wie die Masken des japanischen

No-Theaters –, dass der Beruf des Kartenmachers zum dynastischen Beruf wurde. Sie wurden manchmal von mehreren Generationen gebraucht, und bei jeder Betriebsübergabe wurden die früheren Daten oder Unterschriften abgeändert. Das führte dazu, dass die Datierung der Spiele sehr schwierig ist, um so mehr, als, entgegen dem Eindruck, den man beim Betrachten bekommen könnte, in den Serien auf einem Block diejenigen Karten, die am ältesten aussehen – abgenützte Umrisse, verlaufene Druckfarben usw. –, die jüngsten sind. Die Spiele selbst sind nur datiert, wenn es sich um ein neues Modell handelt, und tragen manchmal auf einem As oder einer Figurenkarte den Namen des Herstellers. Wenn das nicht der Fall ist, kann die Zugehörigkeit ziemlich leicht durch Ähnlichkeiten des Stils festgestellt werden: Haltung der Figuren, Attribute (Szepter, Schwerter, Globus und so fort).

Auf dem Gebiet der Tarock- und Spielkarten trafen und beeinflussten sich «gelehrte» Kunst und volkstümliche Grafik. Im 15. Jahrhundert liessen Patrizier und reiche Bürger über ein Thema ihrer Wahl – Hetzjagd, Mythologie, «Einzug eines Prinzen oder Kaisers» – von so bekannten Ateliers wie dem von Konrad Witz Karten zeichnen und gravieren. (...)

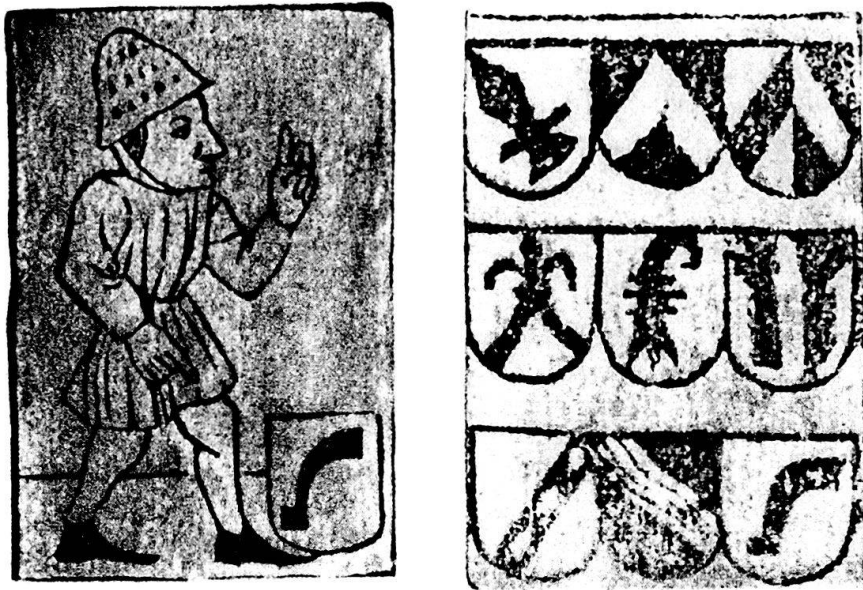
Kartenspiele und Tarock in der Schweiz

Das Tarock (französisch «Tarot», in dem gewisse Spezialisten das Anagramm von «rota», Glücksrad, sehen), ist wahrscheinlich in ganz Europa der Spielkarte vorausgegangen. Mit seiner komplizierten Symbolik, die noch heute zu endlosen Auseinandersetzungen Anlass gibt, gehört es eher in die gelehrte Kunst. Es verbreitete sich in der Schweiz wahrscheinlich nach den Italienfeldzügen oder vielleicht sogar früher, aber wir haben keine Beweise dafür. Es war ein patrizisches Luxusobjekt, als elegante «allegorische Summa» gesehen und eher selten als Orakel, denn es genügte nicht, ein Spiel, und sei es vergoldet, zu besitzen, man musste auch noch einen Wahrsager oder eine Zigeunerin zur Hand haben, um es zu interpretieren. Auf diesem Gebiet schloss sich die Schweiz dem Rest Europas an.

Die Geschichte der volkstümlichen Kartenspiele ist viel interessanter. In der Schweiz, Grenzland vor allem zweier Kulturen, wurden deutsche und französische Karten hergestellt und gebraucht, aber man entwickelte vor allem sehr früh eigene «Farben», wie man die vier Gruppen in einem Spiel nennt. Und die Schweizer fingen sehr früh an zu spielen. Man besitzt in Europa kein einziges Spiel aus dem 14. Jahrhundert, aber seine Existenz ist durch die dagegen ausgesprochenen Verbote nachgewiesen. Das erste in der Geschichte der westlichen Karten bekannte stammt von der Berner Obrigkeit 1367, es folgen ihm in ganz Europa unzählige ähnliche Vorschriften, die den Einsatz beschränken, das Spiel in Klöstern und ... während der Messe verbieten wollten.

Das Tarock, ein Luxusprodukt mit beschränkter Verbreitung, rechtfertigte kaum solche juristischen Entscheide. Das heisst, dass das volkstümliche Spiel schon in Form von Leder- oder Velinkarten verbreitet war, vielleicht von den Spielern selbst auf einfachste Weise gezeichnet. Nach was für Modellen? Das bleibt ein Rätsel. Die erste Papiermühle Europas wurde 1276 in Italien in Betrieb genommen, und der erste Schweizer Papiermacher, Heinrich Albissen, beginnt die Produktion in Basel erst 1433, vor allem, um die Kanzlei des Konzils (1431–1449) zu beliefern, aber auch, um Kartenspiele zu drucken, deren Mode sich wie ein Lauffeuer verbreitet und bald in den Tavernen die Würfel ersetzen wird. Immer zahlreichere Papiermühlen und die Entwicklung des Holztafeldrucks lassen das Kartenspiel – zusammen mit einfachen, frommen Heiligenbildchen – zur ersten Massenproduktion der westlichen Druckgrafik werden.

Die ältesten Schweizer Spielkarten stammen aus Basel, tragen manchmal das Zeichen von Heinrich Albissen und sind zwischen 1450 und 1460 entstanden. Es handelt sich um unvollständige, nicht kolorierte Spiele mit weisser Rückseite. Die vier «Farben» sind Rose, Eichel, Schelle und das Schild mit einer Lilie oder einem durchgehenden Kreuz, wie man sie heute noch unverändert auf den Deutschschweizer Jasskarten sieht. Für die Eichel, ein Fruchtbarkeitssymbol, das in ganz Europa verbreitet ist, findet man leicht eine Erklärung. Die Symbolik von Rose und Schelle (des Narren?) ist unklar. Was das Schild betrifft, eine Eigenheit des Schweizer Spiels, so hat man darauf hingewiesen, dass die Eidgenossen, die für die Anerkennung ihrer Rechte mit Erfolg den europäischen Adel bekämpft hatten, «eine grosse Wappenfreudigkeit» zeigten, eine Marotte, die sich sogar auf den Kornsäcken der Bauern auslebt. Im 16. Jahrhundert kommen andere Embleme auf: Schlüssel, Farn, Hut, welche Rose und Schelle ersetzen, aber nur für einige Zeit. Die archetypischen «Farben» werden den Platz, den sie heute noch haben, wieder einnehmen. (Ohne Anmerkungsziffern des Originalzitats wiedergegeben.)



Karten aus dem ältesten Halbysen-Spiel, Urtyp Basel zwischen 1433 und 1451 (nach Kopp), Holzschnitt, unkoloriert, 41×62 mm, links Schilten-Unter, rechts Schilten-Neun, beide mit Halbysen-Wappen in der rechten untern Ecke (Copyright Schweiz. Landesmuseum Nr. 47096/78313 und Hist. Museum Basel Nr. 1977.257/8636).

Im ersten Satz von Bouviers Zitat heisst es (S. 149): «Einer der besten Kenner der Geschichte der Schweizer Karten behauptet, dass sich keine Kultur dieser genialen Erfindung rühmen könne.» Dieser anerkannte Kenner der Spielkartengeschichte ist der Kulturhistoriker Peter F. Kopp. Seine angebliche Behauptung im Katalog zur Spielkartenausstellung von 1978/1979 im Kunstgewerbemuseum Zürich lautet (S. 11): «Wo und wann das Kartenspiel entstanden ist, vermag niemand zuverlässig zu sagen. Keine Nation, kein Geistesfürst kann sich dieser Erfindung rühmen. Die Geschichte, Gesprächig über Herrscher und Weise, schweigt über die Herkunft der Spielkarten. Denn nicht an einem Fürstenhof noch an einer Hochschule, sondern im Dunkel der Anonymität, vielleicht unabhängig voneinander an mehreren Orten gleichzeitig, entwickelte sich diese geniale Annehmlichkeit. Eine Kulturleistung des Volks für das Volk.» Kopp's Sätze sind keine Behauptung, sondern eine Feststellung, die durch Bouviers Ausführung nicht entwertet wird.

N. Bouvier fährt weiter: «Es scheint jedoch festzustehen, dass sie aus dem Fernen Osten gekommen ist, über Persien, dann über das islamisierte Spanien und über Venedig.» (S. 149) Diese Herkunft, obwohl nicht über alle Zweifel erhaben, mag stimmen. Hingegen stimmt die grammatikalische Bezugnahme in diesem Satz keineswegs und auch nicht die Zeitangabe beim «chinesischen Text» im nächsten Satz. Das «sie» sollte sich doch wohl auf ein vorhergehendes «Spielkarte» beziehen. Im vorausgehenden Satz findet man aber nur die «geniale Erfindung» und die «Schweizer Karten» und beide wanderten nicht aus China ein, höchstens das Produkt der Erfindung wurde in den Westen gebracht. Es ist allgemein bekannt, dass

die Chinesen im 10. Jahrhundert *vor* Christus noch keine Spielkarten im strengen Sinn gehabt haben konnten, da sie damals noch gar kein Papier hatten. Diese Orakel-«Karten» können höchstens Bambustäfelchen, Steinplättchen oder Knochen gewesen sein. Der Fehler liegt in der Datierung. Es sollte nämlich heissen: «aus dem 10. Jahrhundert *nach* Christus.» Entgegen dem Verfasser, der laut Anmerkung T.F. Carter, *The invention of printing in China*, New York 1925, folgt, zitierte ich den zuverlässigen Dard Hunter aus seinem Buch «*Papermaking, the History and Technique of an Ancient Craft*» (New York 1978, S. 471): «969 Earliest recorded mention of playing cards, China.» Zur Feststellung, China habe «Spielkarten für Orakelbefragungen» gehabt, ist im übrigen zu sagen, dass Orakelkarten keine Spielkarten sind.

Das Wort «Karte» kommt von «charta», das stimmt zwar, was aber folgt (S. 149), ist wiederum falsch. Das lateinische «charta» ist der mittelalterliche Begriff für Urkunde und erst im weitem Sinn für Blatt und anfänglich nur mit zusätzlichem Adjektiv für Papier, z. B. charta bombycina, charta damascena, charta papyri. Eine Diskussion dieser Begriffe würde hier zu weit führen. Wichtig ist, dass das lateinische «charta» zum italienischen «carta» für Papier allgemein wurde. Unser Wort «Karte» sollen wir über das französische «carte» erst im 15. Jahrhundert als Lehnwort in die deutsche Sprache aufgenommen haben (so bei Kluge/Götze, *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, Berlin 1953, und Duden *Etymologie*, Mannheim 1963). Meines Erachtens ist eher eine direkte Übernahme aus dem Latein des Mittelalters anzunehmen. Dass aber das Wort «charta» im 15. Jahrhundert eine «undurchsichtige dicke Papiermasse (Karton) bezeichnete» (S. 149), ist falsch. «Charta» und «carta» hiess im spätmittelalterlichen Latein jedes normale Blatt Papier. Für Spielkarten wurden dann zumeist zwei bis drei Blätter zusammengeklebt, bedruckt, koloriert und geschnitten.

Auf diese Art wurde noch sehr lange der «Pappendeckel» genannte Buchbinderkarton hergestellt. Darum definiert denn auch noch «Johann Georg Krünitz's Encyclopädie» von 1818 das Wort Pappe als «Mehrere bis zu einer gewissen Dicke zusammen gepappte oder gekleisterte Blätter Papier». Weiter heisst es bei Krünitz: «Es ist noch übrig, dass wir ein Wort von den zusammen geleimten Pappenbogen sagen, (...) die bloss aus zusammen geleimten Bogen Papier bestehen. Diese Arbeit gehöret eigentlich zu der Kartenmacherkunst.» Das «andere Material» am Ende des 14. Jahrhunderts, das N. Bouvier erwähnt, kann nur Pergament gewesen sein, das sich wegen seiner Äderung und seiner Eigenschaften jedoch zu Spielkarten nicht eignet. Der früheste datierte Holzschnitt Europas stammt übrigens aus dem Jahr 1418. Die Kunst des Holzschneidens zu Druckstöcken soll auch nach neuesten Nachschlagewerken (z. B. *Lexikon des gesamten Buchwesens*, Bd. III, Stuttgart 1991, S. 522) in den «letzten Dezennien des 14. Jahrhunderts in Europa bekannt geworden» sein. Alle früheren Spielkarten hat man also von Hand gezeichnet.

Interessanterweise erwähnt Bouvier in diesem Zusammenhang eine Druckpresse, mit der die Druckstöcke auf breite Kartonbogen gedruckt worden sein sollen, und dies mindestens 50 bis 60 Jahre vor Gutenbergs erstem Druck. Das gleiche

«Lexikon des gesamten Buchwesens» nennt jedoch Gutenberg als Erfinder der Druckpresse (Bd. II, S. 378): «Die Erfindung der Druckpresse darf man Johannes Gutenberg zuschreiben, denn es ist urkundlich nachzuweisen, dass er bereits Ende der 1430er Jahre in Strassburg mit einer Holzpresse zumindest experimentiert und ab Anfang der 1450er Jahre mit einer solchen in Mainz gedruckt hat.» Nicht nur die Druckpresse, auch die Kartonpresse musste erst erfunden werden.

Die sogenannten Blockbücher und Einblattdrucke, die es schon vor Gutenberg gab, sind im Reiber- oder Anpress-Druckverfahren hergestellt worden, die frühesten Einblattdrucke Ende des 14. Jahrhunderts, die frühesten Blockbücher um 1420/1430 in den Niederlanden und in Deutschland. Dass in der Frühzeit des Holzschnitts kaum Druckstöcke mit allen 36, 52 oder sogar 72 Karten geschnitten wurden, scheint einleuchtend, obwohl es der Autor offensichtlich annimmt. Es dürfte schwierig gewesen sein, so grosses Papier aufzutreiben, dass ein Druckstock mit 72 Kartenbildern überhaupt gedruckt werden konnte. Warum erwähnt Bouvier die Zahl 48 nicht, da doch die meisten frühen Kartenspiele (Basler und Berner Typ usw.) 48 Karten aufweisen? Da diese frühen Karten ein kleineres Format hatten, nämlich ca. 40×60 mm, konnte man von der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts an ein ganzes Spiel auf einen Bogen Papier drucken, haben doch die Brüder Gallician in Basel als erste nördlich der Alpen Bogen grösseren Formats hergestellt. Vorher war solches Papier teure Importware. Anton und Michel Gallician begannen aber frühestens 1453, Papier zu schöpfen im Basler St. Alban-Tal. Bouviers Darstellung der Anfänge des Kartendrucks in Basel müsste technische Gegebenheiten berücksichtigen und die Zeitangaben präziser fassen, war es doch vor der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in der Schweiz kaum möglich, ganze Kartenspiele von *einem* Druckstock auf einzelne Bogen Papier zu drucken, auf Karton lange darüber hinaus noch nicht. Es mag ergänzt werden, dass P. F. Kopp keine Spiele mit 72 Karten kennt.

Nach dem unpassenden Vergleich mit den japanischen No-Masken (S. 150), die nichts mit Spielkarten und dem «dynastischen Beruf» des Kartenmachers und schon gar nichts mit Schweizer Volkskunst zu tun haben, schreibt der Verfasser, die Karten-Druckstöcke seien von mehreren Generationen gebraucht worden, man habe aber die früheren Daten und Unterschriften abgeändert. Auch dieser Satz bezieht sich nicht auf die frühen Karten, z. B. des Basler oder Berner Typs, die weder Unterschrift noch Datum aufweisen und nur durch Merkmale der Zeichnung wie z. B. Wappen in den Schiltenkarten zu identifizieren sind.

N. Bouvier schreibt ferner (S. 151): «Das Tarock... ist wahrscheinlich in ganz Europa der Spielkarte vorausgegangen.» Kurz darauf heisst es aber (S. 152): «Es [das Tarock] verbreitete sich in der Schweiz wahrscheinlich nach den Italienfeldzügen...» Im nächsten Abschnitt berichtet der Autor vom Spielkartenverbot von 1367 und nachher von den ältesten erhaltenen Spielkarten von 1450/1460. Mit den Italienfeldzügen meint er doch sicher die eidgenössischen Zuzüge in den mailändisch-französischen Krieg 1499–1515. Wieder ertappt man den Autor bei unstimmen Aussagen, und es ist ihm als Mangel anzukreiden, dass er nicht einmal die

früheste schweizerische Erwähnung des Tarockspiels von 1572 in Nidwalden kennt. Dass er dem Tarockspiel, «patrizisches Luxusobjekt» (S. 152), in einem Kapitel über Volkskunst soviel Raum einräumt, ist eher unverständlich.

Im folgenden Abschnitt über die volkstümlichen Kartenspiele schreibt N. Bouvier (S. 152), «dass das volkstümliche Spiel schon in Form von Leder- oder Velinkarten verbreitet war». Leder- und Velinkarten? Von den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts an wurde in Italien Papier hergestellt, und schon vorher besass Spanien Papiermühlen. Der Handel aus Südeuropa nach Norden nahm damals beträchtliche Ausmasse an. Erwiesenermassen wurde im 14. Jahrhundert Papier italienischer und mit grosser Wahrscheinlichkeit auch spanischer und arabischer Herkunft in die Schweiz importiert. Im Werk «Papier in Basel bis 1500» stellte ich fest (S. 37): «Das älteste in Basel beschriebene Papier, das ich kenne, ist ein Zinsbuch des St.-Peter-Stifts aus dem Jahr 1313. (...) Unzweifelhaft handelt es sich um italienisches Papier.» Was sollen da Karten auf ungeeignetem Leder? Oder meint der Verfasser damit Pergament, das aber kein Leder ist? Ebenso irreführend ist der Begriff «Velinkarten». Das Velinpapier nach heutigem Sprachgebrauch besteht aus einem mit gewobenem Sieb hergestellten Papier. Solches Papier existiert erst, seit James Whatman 1754 erstmals «wove paper» herstellte. Die Übersetzerin hat wohl das französische «carte de vélin» Bouviers als «Velinkarte» wiedergegeben. Das französische Wort «vélin» entstand im 13. Jahrhundert und bedeutet das mittelalterliche «Jungfernpergament», wird aber erst seit 1798 ebenfalls auf Papier, das von gewobenem Sieb stammt, angewendet. Das Pergament wurde aus Tierhaut (= lat. vellum) hergestellt. Für besonders schönes, helles und beinahe durchscheinendes Pergament verwendete man angeblich die Haut ungeborener (oder eher totgeborener und sehr junger) Lämmer. Dieses zu kostbaren Handschriften und königlichen Urkunden gebrauchte Pergament nannte man Velin oder Jungfernpergament.

In meinem Buch habe ich (S. 76–78) festgestellt, die Stadt Basel habe 1460–1470 für ihre Verwaltung Pergament im Wert von 39 Pfund bezogen, was 350 bis 370 Pergamenthäute ergab. Zum gleichen Preis hätte die Stadt damals 18 700 Papierbogen der Mittelklasse erwerben können. Auf eine Haut kamen also 50 Papierbogen! Es darf daraus geschlossen werden, dass die Spielkarten vor 1400 weder aus Leder noch aus Pergament und schon gar nicht aus Velin hergestellt waren, sondern schlicht und einfach aus gewöhnlichem, importiertem Papier. Darum verbreiteten sie sich bei uns erst seit der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, als je länger je mehr Papier eingeführt wurde.

N. Bouvier geht auf die deutschen und französischen Karten ein, weil die «Schweiz Grenzland vor allem zweier Kulturen» (S. 152) gewesen sei. Er fragt nach den Modellen der frühesten Schweizer Spielkarten. Nach meinen Forschungen hat Basel in seinen Rechnungsbüchern vor 1400 zu 100 Prozent italienisches Papier verwendet. 1401–1450 war der Anteil Italiens immer noch 34 Prozent, während jener Frankreichs rund 50 Prozent umfasste und in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts noch leicht anstieg (Kälin, S. 99). Aus Italien wurden aber nicht nur Papierballen, sondern sehr viele andere Waren importiert. Die Urschweizer sind seit

dem 13. Jahrhundert in fremde Dienste gezogen, und zwar bis zu den bereits genannten Italienfeldzügen mehrheitlich zu italienischen Fürsten. So war denn der italienische Einfluss auf unsere Kultur im 13. und 14. Jahrhundert grösser als der französische und auch im 15. noch sehr bedeutend. Bouvier hätte mindestens von drei Kulturen sprechen und auf der Suche nach Modellen für die Spielkarten die italienischen Städte, Fürstenhöfe und Feldlager einbeziehen müssen.

Nach Bouvier (S. 152) ist die erste Papiermühle Europas «1276 in Italien in Betrieb genommen» worden. Anstelle einer ausführlichen Entwicklungsgeschichte der europäischen Papierfabrikation möge ein Ausschnitt aus meinem Artikel zum Stichwort «Papier» im «Lexikon des Mittelalters» (Bd. VI, Sp. 1664–1666, 1993) die Entwicklung zusammenfassen:

Die Araber vermittelten vom 10. Jahrhundert an den Mittelmeerländern die Papierherstellung. Manche frühe Daten sind schwer nachprüfbar und strittig. Wann erstmals in Europa Papier hergestellt wurde, ist kaum nachweisbar. Im ganzen Mittelmeerbecken wurde zuerst arabisches Papier verwendet. Im arabischen Cordoba, in dem im 10. Jahrhundert grosse Bibliotheken entstanden, war der Gebrauch des Papiers sehr verbreitet, so dass dort das Bestehen von Papiermühlen am Ende des 10. Jahrhunderts als gesichert gelten kann. Im christlichen Spanien wurde nach einer Legende 1074 in Xativa bei Valencia von Arabern Papier hergestellt. – In Palermo stellte König Roger I. 1102 ein Privileg zur Papierherstellung aus. Es sind jedoch keine mittelalterlichen Papiermühlen auf Sizilien bekannt. Die Stadt Amalfi, die enge Seefahrtsbeziehungen zu arabischen Städten pflegte, soll schon vor 1231 Papier produziert haben. In diesem Jahr verbot Kaiser Friedrich II. den Gebrauch von Papier für wichtige Dokumente. In Fabriano in der Mark Ancona wurden 1283 Papierer erwähnt. Bereits 1293 waren sie in einer Vereinigung zusammengeschlossen. Norditalien, in reger Seeverbindung zu Barcelona, importierte seit Mitte des 12. Jahrhunderts spanisches Papier, besass aber wohl um 1210 bei Genua frühe Papiermühlen.

Diese kurze Übersicht genügt zur Richtigstellung. Jedenfalls keine erste Papiermühle Europas in Italien! N. Bouvier fährt weiter (S. 154): «und der erste Schweizer Papiermacher, Heinrich Albissen, beginnt die Produktion in Basel erst 1433, vor allem, um die Kanzlei des Konzils (1431–1449) zu beliefern, aber auch, um Kartenspiele zu drucken...» Die erste urkundlich genannte Papiermühle der Schweiz stand jedoch nicht in Basel, sondern in Belfaux bei Freiburg i. Ü. Sie wurde 1432 in einem Pachtvertrag als bestehend beschrieben.

Heinrich Halbysen, wie er richtig hiess, war Rats- und Handelsherr, Leiter einer grossen Handelsgesellschaft und Besitzer der ersten und später zweier weiterer Papiermühlen. Er war aber kein Papiermacher und auch kein Spielkartendrucker. Ich kenne keine historische Abhandlung, die seinen Namen als «Albissen» wiedergibt. Woher hat der Autor diese Schreibweise? Peter F. Kopp schreibt «Halbisen», und von ihm hat Bouvier ja wohl die Jahreszahl 1433 als Halbysens Produktionsbeginn. 1433 ist jedoch das Jahr des Erwerbs der Stampfmühle und nicht des Beginns des Papiermachens, das erst 1434/1435 oder möglicherweise sogar erst gegen 1440 einsetzte. Kopp schreibt vorsichtiger als Bouvier (S. 21): «1433 gründete Heinrich Halbisen die erste Papiermühle (Basels). Wir besitzen keine Karten, die sicher aus dieser Zeit stammen, immerhin gibt es solche, die mit seinem Wappen versehen sind. Vermutlich hat Halbisen die Kartenmacherei gefördert, um den Papierabsatz zu verbessern. Jedenfalls dürfte der Urtyp dieser Karten um die Blütezeit der Halbisen, zwischen 1433 und 1451 entstanden sein.»

Meines Erachtens hat der weitgereiste Handelsmann Halbysen schon vorher, vielleicht schon um 1420, als er die Leitung der Halbysen-Gesellschaft übernahm, Kartenspiele aus dem Süden importiert und die lokale Kartenherstellung aus Handelsgründen angeregt. So wie er später sein Wappenzeichen, das halbe Hufeisen, als Wasserzeichen ins Papier bringen liess, hat er die Spielkarten mit seiner «Handelsmarke», seinem Wappen, zu bedrucken befohlen. Dazu bot sich die Schiltenkarte geradezu ideal an. Wer die ältesten Basler Spielkarten noch nie gesehen hat und auch Halbysens Wappen nicht kennt, kann jedoch mit der Bemerkung, die Karten trügen «manchmal das Zeichen von Heinrich Albissen» (S. 154), nichts anfangen, denn keine der in Bouviers Kapitel abgebildeten Karten zeigt Halbysens «Zeichen».

Die «grosse Wappenfreudigkeit» (S. 154), die der Verfasser unberechtigt und herabmindernd als Marotte bezeichnet, ist eine Anspielung darauf, dass sich in der Schweiz auch gewöhnliche Bürger in Nachahmung des Adels Wappen schufen. Sie begann in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts und hatte ihre hohe Blüte mit den Wappenschenkungen in den Kabinettscheiben im 16. und 17. Jahrhundert. Die Wappen der Schiltkarten gehen den Kabinettscheiben, die unsere Kultur und Kunst so ungemein bereichert haben, voraus.

Ein weiterer Irrtum ist richtigzustellen. Bouvier schreibt (S. 154), Halbysen habe mit dem Papiermachen begonnen, «um die Kanzlei des Konzils zu beliefern, aber auch, um Kartenspiele zu drucken». Diese Erklärung ist nicht haltbar. Von ca. 6000 Bogen der Konzilshandschriften der Universitätsbibliothek Basel enthielt bei meiner Prüfung kein einziger ein Basler Wasserzeichen. Auch G. Piccard fand in Konzilsakten in den Archiven von Basel, München, Nürnberg und Neuenstein kein Basler Papier. Die wenigen in grossen Zeitabständen anwesenden Bischöfe, Erzbischöfe und Kardinäle hatten beinahe alle ihre eigenen Sekretäre mit dem gesamten notwendigen Schreibmaterial bei sich. Das Konzil hat in Basel einen Handelsaufschwung und eine wirtschaftliche Belebung im allgemeinen bewirkt, war jedoch nicht der auslösende Faktor für Halbysens Papiermühlengründung, ja nicht einmal einer der Hauptbeweggründe zur Einrichtung der neuen Industrie.

Den Druck von Kartenspielen als Zweck der Papiermühlengründung zu bezeichnen, ist ebenso falsch. Auch bei bedeutendem Absatz in Basel und der ganzen Deutschschweiz, in Südwestdeutschland und im Elsass blieb die Menge Papier, die für die kleinformatigen 48 Karten eines Spiels notwendig war, zuerst bei drei bis vier Bogen. Da hatten doch auch 200 oder 500 Spiele für eine gut laufende Papiermühle, die täglich zwischen 2000 und 3000 Bogen herstellte, keine grosse Bedeutung. Warum ist übrigens nur eine beklagenswert kleine Anzahl alter Spielkarten erhalten geblieben, wenn doch die «immer zahlreicheren Papiermühlen und die Entwicklung des Holztafeldrucks» das Kartenspiel «zur ersten Massenproduktion der westlichen Druckgrafik» werden liessen (S. 154)? (Diese Feststellung Bouviers stammt laut Anmerkung aus einem 1906 [!] in Paris erschienenen Werk.)

Ein weiterer grober Fehler ist dort zu verbessern, wo der Autor die vier «Farben» der Jasskarten erwähnt (S. 154). Als vierte Farbe nennt er «das Schild». Wer einmal

mit Wappenkunde in Berührung kam, weiss, dass der Wappenschild immer männlichen Geschlechts ist.

Es ist bedauerlich, dass in einem neueren Übersichtswerk und prachtvoll illustrierten Band einer speziellen Jubiläums-Reihe so zahlreiche Fehler zu berichtigen sind.

Benutzte und zitierte Literatur

- BOUVIER, NICOLAS: Volkskunst. In: ARS HELVETICA IX. Die visuelle Kultur der Schweiz. Disentis 1991. Kapitel VI, Bilder auf Papier und Leder, S. 147–159.
- Briquet's Opuscula. The Complete Works of Dr. C. M. Briquet. MCPHI Vol. IV. Hilversum 1955.
- DEPLAZES, CARLA: Troccas – Das Tarockspiel in Graubünden. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde, 83 (1987), S. 41–59.
- GERHARDT, CLAUS W.: Geschichte der Druckverfahren. Teil II: Der Buchdruck. Stuttgart 1975.
- HILLS, RICHARD L.: Papermaking in Britain 1488–1988. London 1988.
- HUNTER, DARD: Papermaking. The history and Technique of an Ancient Craft. New York 1978.
- KÄLIN, HANS: Papier in Basel bis 1500. Dissertation 1972. Basel 1974.
- KRÜNITZ, JOHANN GEORG: Ökonomisch-technologische Encyklopädie, oder allgemeines System der Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirtschaft wie auch der Erdbeschreibung, Kunst- und Naturgeschichte. 107. Teil, Brünn 1818.
- LABARRE, EMILE J.: Dictionary and Encyclopaedia of Paper and Paper-Making. Amsterdam 1952.
- Lexikon des gesamten Buchwesens. 2. Aufl. Bd. 1–4 (A-Ly), Stuttgart 1987–1995.
- Lexikon des Mittelalters. Bd. 1–7 (A-Ru), München/Zürich 1980–1994.
- PICCARD, GERHARD: Carta bombycina, carta papyri, pergamena graeca. In: Archivalische Zschr., 61. Bd., S. 46–75. Köln 1965.
- Schweizer Spielkarten. Katalog der Ausstellung im Kunstgewerbemuseum Zürich 11.11.1978–28.1.1979. Zürich 1978. [Darin mehrere Kapitel von Peter F. Kopp.]
- TSCHUDIN, PETER F.: Schweizer Papiergeschichte. Basel 1991.
- TSCHUDIN, WALTER FRIEDRICH: The Ancient Paper-Mills of Basle and their Marks. MCPHI Vol. VII. Hilversum 1958.
- VALLS I SUBIRA, ORIOL: The history of Paper in Spain. Vol. I. X–XIV Cent. Madrid 1978.